



Nahweh

Warum in die Ferne schweifen, sieh, das Gute liegt so... pah!

→ von Ute Scheub

Wenn dieses Heft erscheint, ist ein Grossteil der Menschen weit weg. Im sogenannten Urlaub. Erholungs- und Erlebnissüchtige lassen sich in Wellnesshotels in Sri Lanka mit heissem Öl begiessen, durchtauchen kalifornische Wellentäler, keuchen Himalayagipfel hinauf, balancieren über die chinesische Mauer, reiten mit schwingendem Lasso durch die argentinische Pampa, entdecken El Dorado im Urwald mit der XP-132bv-Superkamera samt 360-Grad-Hyper-Panorama mit eingebautem Mückengrill... Es wird geflogen, dass die Turbinen glühen.

In Deutschland und wohl auch in der Schweiz sind es ausgerechnet die Fans eines grünen nachhaltigen Lebensstils, die das lichtblaue Himmelspanorama am schlimmsten mit Kondensstreifen zerkratzen. Arme fliegen nicht, wohl aber Lohas. Klar, sie kaufen bio und spenden für bedrohte Berggorillas. Und gleichzeitig zerschliessen sie mit ihren Fernreisen jede halbwegs tragfähige persönliche Klimabilanz.

Aber es macht mir keinen Spass, auf solche Zeitgenossen moralisch einzuprügeln. Erstens weil auch die Moralkeule eine Keule ist, und zweitens, weil wir alle irgendwo irgendwann inkonsequent sind – einschliesslich der Autorin dieses Textes. Fragen wir also lieber, was uns ins Fernweh treibt.

Als Autorin fahre ich ständig zu Lesungen und Vorträgen in fremde Städte. Schaue ich in Deutschland oder der Schweiz durchs Zugfenster, sehe ich einen Grund nach dem anderen, in die Ferne abzuhausen.

Zwar gibt es immer noch Seelenlandschaften mit mäandernden Bächlein. Aber vor allem zerhauene Berge, zerschnittene Hügel, Schutthalden, Autoreifenberge, Lagerstätten, Autobahnen, Stromtrassen, Kraftwerke, Schlachthöfe, Hochhäuser, Fabrikhallen, Warenhäuser, Hotels, Banken und Büros – mit etagenweise aufeinander gestapelten Beschäftigten, die acht Stunden lang in Flachbildschirme glotzen, auf dem Heimweg in Handybildschirme starren und sich, endlich zu Hause, vor TV-Bildschirme hängen. Jedem, der solch ein Halbleben führt, sei ein Traumurlaub mit Abenteuer und Tigerbiss gegönnt.

Schon in den 1950ern beklagte das Psychoanalytiker-Ehepaar Mitscherlich die «Unwirtlichkeit der Städte». Hätte ich als Psychoanalytikerin eine typische City der Gegenwart auf meiner Couch zu liegen, dann müsste ich schlimme Identitätsprobleme

konstatieren: Liebe Frau Stadt, Ihr historischer Kern mag intakt und schön sein, mit bürgerstolzen Fassaden geschmückt, doch eiserne Ringe der Wirtschaftseffizienz haben sich um Ihr Herz gelegt, betonierte Funktionalität verunstaltet Ihren einstmaligen schönen Körper, Infrastrukturen aus Lärm und Abgasen umnebeln Ihren Kopf und die Lügen neonfarbiger Werbebanner Ihre Seele. Sie erzeugen zu viel Fernweh und zu wenig Nahweh, zu wenig Sehnsucht nach Ihrer Nähe. Viele finden bei Ihnen wenig Resonanz, sie fliehen vor Ihrer kalten Gegenwart. →

Wir sind ständig überall und deshalb nirgends mehr.

Ich kann es Menschen nicht verdenken, dass sie im Sommer in Massen fliehen, wenn sie elf Monate im Jahr Schweine schlachten, Billigwaren übers Supermarktband ziehen, am Fliessband stehen, Zahlen zusammenrechnen oder schliesslich den ganzen Müll entsorgen.

Aber es sind nicht nur die unwirtlichen Städte, auch das Arbeitsleben animiert zum Abhauen. Ich kann es Menschen nicht verdenken, dass sie im Sommer in Massen fliehen, wenn sie elf Monate im Jahr Schweine schlachten, Billigwaren übers Supermarktband ziehen, Pappbrötchen in Flughafengebäuden verkaufen, Kotflügel am Fliessband zusammenschrauben, Patienten-nachtöpfe leeren, Dosenetiketten kontrollieren, Zahlen zusammenrechnen, Ackerflächen zubetonieren oder schliesslich den ganzen Müll entsorgen. Tätigkeiten ohne Abwechslung und Aussicht auf Besserung.

Solche Art von halbautomatisierter Dummwerkelei entfremdet Menschen von ihrem eigenen Potenzial, sie ergibt keinen persönlichen Sinn, sondern ist reiner Gelderwerb, vor dem sie möglichst oft in die Ferne fliehen, um Abenteuer, Nervenkitzel und Erfüllung in exotischer Natur zu finden – und sie gleichzeitig kaputt machen. Safaritouren in Tansania verstören Tiere, Sextouren in Thailand zerstören junge Mädchen. Und die Himalaya-route, beklagen Sherpas, sei inzwischen komplett zugemüllt mit Plastikabfall und ungeborgenen Leichen.

«Weltbeziehungsstörung» nennt der Soziologe **Hartmut Rosa unsere Dreifach-Entfremdung** von unserer Arbeit und damit uns selbst, von anderen Menschen, von der Natur. Diese Weltbeziehungsstörung drückt sich auch aus in einem gestörten Verhältnis zu Nähe und Ferne. Näheverlust paart sich mit Fernimperialismus und mündet in Resonanzunfähigkeit. Atomisierte Individuen versuchen mit individualisiertem Exotikkonsum ihre kaputten Seelen zu heilen – was gleich mehrfach schiefgehen muss, denn Regeneration ist nur durch Verbindung möglich: durch sinnvolle Tätigkeiten und resonante Befreundungen mit anderen Menschen und anderen Lebewesen.

Wobei auch diese Befreundungen immer schwieriger werden. Die schwedische Oxytocin-Forscherin Kerstin Uvnäs Moberg weist auf einen wenig beachteten Aspekt moderner Distanz-Gesellschaften hin, der weitreichende Folgen zeitigt: Sie lassen das allgemeine Niveau des Oxytocin-Spiegels in unserem Blut sinken. Das «Kuschelhormon» wird immer dann produziert, wenn wir Körperkontakt haben. Es stärkt Gefühle wie Liebe, Freundschaft, glückliche Verbundenheit und Vertrauen; es baut Stresshormone ab und ist essenziell für unser körperliches und seelisches Wohlergehen.

Oxytocin spielte bereits vor hunderttausenden Jahren eine wesentliche Rolle, als unsere Vorfahren jenen ko-

operativen Gemeinsinn entwickelten, der ihre Überlebenschancen unter den Raubtieren in der afrikanischen Steppe beträchtlich erhöhte. Aus klinischen Studien mit künstlich hergestelltem Oxytocin weiss man heute, dass das Hormon den sozialen Zusammenhalt enorm stärkt. Nicht nur «normale» Menschen, sondern auch Autisten verhalten sich unter Oxytocin-Gaben zugewandter, vertrauensvoller, liebevoller, konstruktiver, zärtlicher, hingebungsvoller.

Unsere Lebensweise aber fördert in jeder Hinsicht Distanz. Wir reisen um die halbe Welt, um unsere Jobs zu erfüllen und um unseren Jobs zu entfliehen. Wir sitzen ständig in Metall Dosen, auch Auto, Zug oder Flugzeug genannt, ohne Kontakt mit Mitreisenden aufzunehmen. Wir sind ständig überall und deshalb nirgends mehr. Wir haben unsere Kommunikationsmöglichkeiten mit unserer Mitwelt exponentiell gesteigert, via e-Mail, Facebook, Twitter oder Skype, aber technikbetont und körperlos. Wir schmücken uns mit 70-Stunden-Wochen und gefährden dadurch die Bindung an unsere Liebsten, von denen wir oftmals getrennt leben. Der Anteil der Scheidungen und der Singlewohnungen steigt ständig. Nachbarn haben immer weniger Kontakt zueinander. In Dörfern schliessen zuerst die Tante-Emma-Läden, weil sie gegen Billig-Discounter keine Chance mehr haben, danach machen Blumenläden, Kioske oder Post dicht, und schliesslich gibt es keine Treffpunkte und Begegnungen mehr, das Dorfleben stirbt.

Das alles ist undenkbar in indigenen Gemeinschaften. Hier kümmert sich wie selbstverständlich jeder um jeden, mit Kommunikation und Körperkontakt. Als ich in einem tansanianischen Dorf berichtete, dass in manchen unserer großstädtischen Wohnsilos der Tod alter Leute so lange nicht bemerkt wird, bis sie meilenweit stinken, konnten sie es nicht glauben. Wer alt oder krank ist, wird jeden Tag besucht. Kinder werden den lieben langen Tag gehätschelt und geherzt, und zwar keineswegs nur von den eigenen Eltern, sondern von allen.

Bei uns hingegen wird der Nachwuchs vom ersten Tag seines Lebens trainiert, Besitzer eines eigenen Bettchens im eigenen Zimmer zu sein – entgegen den natürlichen Instinkten von Eltern und Kleinkindern, die nach Hautkontakt schreien. Sind die Kleinen dann in Krippe oder Kindergarten, wird ihnen eingetrichtert, sie müssten «selbständig» sein – kleine autonome Monaden, die einen notorischen Mangel an Liebe frühzeitig aushalten lernen müssen.

Wir haben die Chance, uns zu Weltbürgern zu entwickeln, die sich vom Wohl und Wehe Anderer berühren lassen, egal wie entfernt sie voneinander sind

Es besteht die Gefahr einer allgemeinen Unterku- schelung, meint deshalb die Oxytocin-Forscherin Kerstin Uvnäs Moberg: «Im Durchschnitt hat jeder von uns nur noch wenige Minuten täglich Körperkontakt. Das ist viel zu wenig. Unser Haut Hunger wird nicht mehr zur Gänze gestillt.» Die Schwedin vermutet auch einen Zusammenhang zwischen Berührungsmangel und explosiver Zunahme von Angststörungen und Depressionen in den westlichen Gesellschaften: Wer zu wenig Nähe erlebe, erkrankte irgendwann seelisch und körperlich.

Auch die Glücksforschung weiss längst, dass solche Gesellschaften unglücklich und depressiv machen. Der weltumspannende Faktor Nummer eins für menschliche Lebenszufriedenheit ist die liebevolle Nähe zu anderen Menschen – in Form von Paarbeziehungen, Familien und Freundschaften, Gemeinschaften und Nachbarschaften. Nur hier ernten wir genügend oxytocinproduzierende Sicherheit und Geborgenheit, um der heideggerischen «Geworfenheit des Seins» zu trotzen.

Weil alle menschlichen Verbindungen aber dem Schwan- ken und Scheitern ausgesetzt sind, bedarf es neuer Begegnungsmöglichkeiten. Von dem dänischen Architekten Jan Gehl lässt sich trefflich lernen, wie eine Stadtplanung aussieht, die das ermöglicht. Er baute zuerst Kopenhagen komplett um, indem er in geduldigen Jahrzehnten den Autoverkehr herausdrängte, danach die Innenstädte von New York, Sao Paulo, Mexico City, Sydney, Singapur und Melbourne.

Gehl schuf Raum für Radler und Fussgängerinnen, für Begegnungen zwischen Menschen und Natur, er beugte sich nicht mehr als Weltenbeherrscher von oben über Stadtpläne, sondern sah als Spaziergänger von unten die Häuser hinauf und notierte genauestens, was auf der Strasse passierte. Er beobachtete, dass Hochhäuser stören, erst recht Wolkenkratzer; er untersuchte chinesische Statistiken, wonach die Fettleibigkeit der Kinder proportional zur Höhe der Häuser wuchs, weil sie sich in den Betonwaben der Wohnfabriken kaum mehr bewegen können, also: bitte nichts mehr über fünf Stockwerke! Kopenhagen ist wieder eine nahbare Stadt geworden, aus ihr muss man nicht mehr in die Ferne fliehen.

Von Architekten wie Jan Gehl oder auch Bruno Taut (1880-1938) kann man lernen, was das heisst: das menschliche Mass. Und man kann es sogar zu übertragen versuchen auf die Weltgesellschaft. Die Moder-

ne hat die Ferne zusammenrücken und den Planeten schrumpfen lassen, was auch Chancen bietet: Wir können weltweit voneinander lernen, wie ähnlich wir uns sind in unseren Bedürfnissen und Ängsten. Wir haben die Chance, uns zu Weltbürgern zu entwickeln, die sich vom Wohl und Wehe Anderer berühren lassen, egal wie entfernt sie voneinander sind – etwa, indem wir Geflüchtete aus Syrien bei uns willkommen heissen. Ja, wir sind derzeit auf dem Wege, Weltinnenpolitik zu lernen.

Was heisst das für das heftig kriselnde Europa? In ihrem Essay «Lust auf eine gemeinsame Welt» entwickelten Robert Menasse und Ulrike Guérot vor kurzem in Le Monde Diplomatique die Vision einer europäischen Gemeinschaft, die die Nationalstaaterei überwunden hat und endlich nicht nur Warenströmen Freiheit gewährt, sondern Freizügigkeit für alle Menschen. Flüchtlinge würden nicht mehr in Massenlager gezwungen, sondern könnten sich die Stätten ihres Bleibens und selbstbestimmten Wirkens aussuchen.

Diese Orte würden sich naturgemäss sehr unterschiedlich entwickeln – vielleicht würde Neu-Kundus entstehen oder auch Chinatown. Was aber in einem bunten, subsidiär regierten Europa der Regionen, in diesem «Verbund von Heimaten», gar nicht mehr besonders auffallen würde. «Europäisch wäre künftig nicht die Rettung völkischer Homogenität durch homogene Völker, sondern europäisch wäre die Auflösung der Grenze als Grenze des Homogenen», schreiben die beiden. «Geschaffen wird damit ein gigantischer Möglichkeitsraum an nebeneinander real existierenden Lebensentwürfen und -modellen» – also viele neue Nahräume.

Wäre das auch ein Weg für Grossmächte wie USA, China oder Russland? Schon der österreichische Philosoph Leopold Kohr (1909-1994) zeigte in seinem Hauptwerk «The Breakdown of Nations», dass Grossreiche auf Dauer nicht lebensfähig sind und zusammenbrechen. Ihre Regierungen sind zu fern, neigen zu Grössenwahn, Korruption und Machtmissbrauch. Der Zoologe Rupert Riedl fasste diese Gedanken in «Kohrs Gesetz» zusammen: Es besagt, «dass unsere Lebenswelt nach den kleinen Massen des Menschen strukturiert werden muss, will sie eine humane Welt werden.» Aus Ferne muss Nähe werden. Überall. In der Wirtschaft, in und zwischen den Staaten, in und zwischen Menschen, und nicht zuletzt auf der Haut der Erde, damit auch der Planet, wiederergründend, einen Oxytocinschub verspürt. ●